

Neuberufungen am Osteuropa-Institut II:

Interview mit Prof. Georg Witte, Literatur- und Kulturwissenschaftler

OLE JANTSCHKEK, BERLIN

Seit dem Wintersemester 2004/05 ist Herr Prof. Dr. Georg Witte in doppelter Funktion an der Freien Universität Berlin tätig. Am Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft (AVL) wurde er zum Professor für Slawische Literaturen und Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft ernannt. Am Osteuropa-Institut (OEI) nimmt er den Lehrstuhl für Kulturwissenschaften ein.

Herr Prof. Witte, was haben Sie sich im Bereich Kulturwissenschaften am Osteuropa-Institut vorgenommen?

Kulturwissenschaften ist so ein Containerbegriff, in den alles rein passt. Deswegen muss man für sich eine Definition finden. Es wird natürlich so sein – deswegen hat man mich wohl auch berufen – dass ich innerhalb der Kulturwissenschaften einen Literaturschwerpunkt setzen werde. Aber ich möchte darüber hinaus gehen.

Zum Beispiel?

Im Grunde beschäftigen wir uns als Kulturwissenschaftler doch mit symbolischen Praktiken. Und da sind verschiedene Aspekte zu berücksichtigen: In welchen Medien geschieht das, und wie wirken sich die medialen Bedingungen ihrerseits auf die Zeichenpraxis aus? Wie entwickeln und verändern sich die performativen Realisierungsformen, etwa was körperliche und szenische Aspekte betrifft? Und natürlich, sozusagen das „angestammte“ Gebiet der Philologen: Wie sehen die textuellen Formen und Strukturen aus? Man kann diese Aspekte überall durchspielen, in der Rhetorik, in der Poesie, in der Filmkunst.

Aber um auf die Medien zurückzukommen: Ich bin sehr interessiert an dem Bedingungs-zusammenhang zwischen Literatur und bildkünstlerischen Medien. Für die Literatur des Realismus stellte zum Beispiel die Fotografie eine große Herausforderung dar. In der russischen Avantgarde zu Beginn des 20. Jahrhunderts spielt der Film eine wichtige Rolle, was das Selbstverständnis und die Verfahrenstechniken in den tradierten Kunstformen betrifft.



Foto: Prof. Dr. Georg Witte

Ein weiterer Aspekt besteht darin, die Künste im Verbund mit der Geschichte des Wissens zu verstehen. Wie entwickeln sich anthropologisches Wissen, Wahrnehmungsordnungen, geisteswissenschaftliche Konzepte? Man denke nur an epochenprägende Diskurse wie etwa, für die Moderne, die Psychoanalyse. Und in welchem Verhältnis steht diese Entwicklung zur Literatur und anderen Künsten?

Damit sind wir beim Stichwort Interdisziplinarität, das auch am Osteuropa-Institut ganz groß geschrieben wird. Wie möchten Sie persönlich diese Vorgabe in Forschung und Lehre umsetzen?

Wer wäre nicht für Interdisziplinarität? Aber die sollte sehr konkret und anfassbar sein. Ich finde, Interdisziplinarität ist ein Begriff, der Gefahr läuft, zu einer inflationierten Etikette zu verkommen. Im Grunde arbeiten wir alle fächerübergreifend. Zum Beispiel beginnt Interdisziplinarität schon im engeren Sinne, wenn ich mich als Literaturwissenschaftler intensiv mit Formen von Visualität in der Literatur beschäftige.

Der Reiz besteht darin, sich viel Fachfremdes selbst anzueignen und sich zugleich im Dialog und durch Konsultationen mit Fachkollegen in diesen Überschneidungsbereichen kompetent zu machen. Wenn es beispielsweise um die Geschichte von Schriftlichkeit geht, dann brauche ich die Unterstützung von Kollegen der Schriftphilosophie oder der Kunstgeschichte. Für mich selbst sind Konferenzen eine ganz wichtige Ereignisform von Interdisziplinarität. Wenn ich eine Tagung zur „Sichtbarkeit der Schrift“ organisiere, und wenn mir dort eine Kunsthistorikerin die Rolle der Signatur in Bildern entschlüsselt, dann ist das für mich praktizierte Interdisziplinarität. Ich konzipiere und organisiere gern Konferenzen: Da erweist sich wie im Lackmusestest, was und wen du mit deinem eigenen Erkenntnisinteresse „triffst“.

Wo stößt diese Interdisziplinarität an ihre Grenzen? Am Osteuropa-Institut sind ja sechs zum Teil sehr unterschiedliche Fachbereiche miteinander vereint.

Es ist mit Sicherheit ein falsches Verständnis von Interdisziplinarität, wenn man sagt, wir betreiben Regionalwissenschaften und deshalb müssen alle Mitarbeiter in ein und demselben Verbund zusammen forschen. Man kann Interdisziplinarität nicht nach institutionellen Strukturen verordnen. Alle Kollegen des OEI haben ihre eigene interdisziplinären Vernetzungen. Allerdings fände ich es sehr positiv, wenn sich gemeinsame Vorhaben hier im Hause entwickelten. Da kommt es dann auf die einzelnen Forschungsinteressen der Kollegen an und ob man sich in einer Fragestellung trifft. Zusammenarbeit beginnt im Bereich der Lehre, wo sie mit den gemeinsamen Studiengängen ja auch gemacht wird.

An Ihren Lehrstühlen werden Sie von Mitarbeitern unterstützt, mit denen Sie zum Teil schon sehr lange zusammen forschen.

Dieser Punkt ist mir sehr wichtig. Rosalinde Sartorti, die über Jahre den „verwaisten“ Arbeitsbereich Kultur aufrechterhalten hat, ist Ihnen als Spezialistin für Kulturtheorien bestens bekannt. Was die Neueingestellten betrifft: Einige von ihnen sind am AVL beschäftigt, manche am OEI, aber de facto arbeiten wir alle an beiden Instituten zusammen und betreiben viele Projekte gemeinsam. Susanne Strätling steht in meinem Team vor allem für die Ausweitung des Fachgebiets auf wissens- und medienhistorisches Feld und beschäftigt sich beispielsweise mit der Geschichte von Sichtbarkeit und Sichtbarkeits-

ordnungen seit dem Barock. Matthias Schwartz hat einen Schwerpunkt in der Geschichte der russischen populären Kultur, mit einem zeitlichen Schwerpunkt vom Stalinismus bis in die Gegenwart. Dies umfasst insbesondere Faszinationsgeschichten, z.B. Phantastik, und die Popularisierungsformen von naturwissenschaftlichem Wissen. Heike Winkel schließt gerade ihre Dissertation zu Briefen im Stalinismus ab. Sie begibt sich damit in die Niederungen der Alltagskultur, in der jenseits der Zensur Artikulationsfreiräume entstehen, die es sonst nicht gab. Aber auch hier gibt es Ordnungen: symbolische und mediale, Gattungstraditionen, Schreibszenen usw.

Welche eigenen Forschungsschwerpunkte setzen Sie neben diesen gemeinsamen Projekten?

Das ist einmal der Samizdat. Da interessiert mich besonders die konzeptualistische Ästhetik, das war eine, auch im internationalen Maßstab, sehr avancierte Kunststrategie. Auch hier ist das Thema Schriftlichkeit relevant, zum Beispiel beschäftige ich mich mit den außergewöhnlichen Buchobjekten, die hier produziert wurden. Ein anderer Forschungsschwerpunkt ist die russische Kultur des späten 18. Jahrhunderts. Auch hier stehen Fragen des Schreibens und Lesens, und wie so etwas inszeniert wurde, im Mittelpunkt.

Im Rahmen eines Sonderforschungsbereichs arbeiten Sie zu der „Ästhetischen Erfahrung im Zeichen der Entgrenzung der Künste“. Welche Idee verbirgt sich dahinter?

Das Thema ist natürlich – wie immer bei Sonderforschungsbereichen – sehr abstrakt formuliert. Es gab in den letzten beiden Jahrzehnten zwei theoretische Paradigmen, nämlich die Medientheorie und die Diskurstheorie, die stark dominierten. Beide Ansätze waren eine notwendige Erweiterung des klassischen, philologischen Verständnisses auch von literarischen Werken. Gleichzeitig hat man aber festgestellt, dass spezifisch künstlerische Phänomene auf diese Weise vernachlässigt werden. Der Sonderforschungsbereich ist einerseits ein bemerkenswertes revival der Ästhetiktheorie, die in den 60er und 70er Jahren sehr einflussreich war. Aber andererseits ist diese Theorie durch das Fegefeuer der Medien- und Diskurstheorie hindurchgegangen. Auch ein phänomenologischer Ansatz ist heute wieder „Ereignisses“, des „Leibs“, des „Gesichts“ usw. vorrangig unter medialen und performativen Gesichtspunkten.

Welches Thema reizt Sie in diesem Forschungsbereich besonders?

Mich persönlich reizt die Gegenstandslosigkeit als ein sehr widersprüchliches ästhetisches Ideal. Es ist das zentrale Postulat der russischen Avantgarde. Die Idee war, tabula rasa zu schaffen, also eine radikale Ablehnung aller traditionellen mimetischen Kunstformen, der Neuanfang bei Null. Gleichzeitig gibt es aber eine widersprüchliche Tendenz, nämlich diese überbordende Beschreibung von Dingen, Dingen, Dingen. Diese Spannung aus tabula rasa-Denken einerseits und einem Kult um Dinge, vor allem um fabrizierbare Dinge, andererseits ist zentral, wenn man das avantgardistische Denken besser verstehen will.

War es schwer, für diesen Bereich Fördermittel zu bekommen oder anders gefragt, welchen Kriterien muss Forschung genügen, um heutzutage finanziert zu werden?

Die Kriterien kann man sicherlich weniger an einem einzelnen Projekt festmachen, sondern wichtiger ist, ob ein SFB insgesamt durchkommt. Wir haben zu verstehen bekommen, dass gerade die theoretische Neuorientierung durch die Betonung ästhetisch-spezifischer Phänomene ausschlaggebend war. Daneben war es wichtig, vergleichend zu arbeiten und die sehr stark auf westeuropäische und amerikanische Literatur fixierte Forschung zu erweitern. Ich hatte deswegen kaum Zweifel, dass wir, wenn der SFB als gesamtes Schiff durchkäme, auch mit unserem Projekt erfolgreich sein würden. Genereller würde ich Ihre Frage aber so beantworten, dass es eine gewisse gefährliche Tendenz in der Förderpolitik gibt: die Gefahr der thematischen Profilverwässerung im Zuge der erzwungenen „Passung“ individueller Forschungsinteressen in die zu groß und weit gesteckten Rahmen. Ich denke, etwas engere Verbände und etwas begrenztere Themenprofile sind produktiver.

Welches war Ihre persönliche literarische Entdeckung des vergangenen Jahres?

Es ist vielleicht unpassend, weil es leider nichts Slawistisches ist. [Lacht.] Das hängt damit zusammen, dass ich endlich Gelegenheit habe, aus der engen slawistischen Perspektive herauszukommen und vergleichend tätig zu werden. Ich habe deswegen im letzten Jahr mehr amerikanische Romane gelesen, weil ich da großen Nachholbedarf habe.

Ein neues Forschungsvorhaben also?

Ich beschäftige mich jetzt schon sehr lange mit neuerer russischer Literatur und finde es interessant zu sehen, dass es vergleichbare, wenn auch nicht identische Tendenzen in der amerikanischen Literatur gibt. Ein Forschungsvorhaben, das allerdings noch in der Vorbereitungsphase steckt, wäre zum Beispiel der Vergleich von Individualitätskonzepten in der russischen und in der amerikanischen Prosa.

Herr Prof. Witte, wir danken Ihnen für das Gespräch.

*Das Interview führte **Ole Jantschek, B.A.**, Student für Internationale Beziehungen an der TU Dresden, Université de Lausanne und Uniwersytet Jagiellonski, Krakau. Seit Oktober 2004 Student des Masterstudiengangs Osteuropastudien an der FU Berlin.*

E-mail: olejantschek@yahoo.fr.